

Nathalie Kir de Montfolet

Wie sie lebten und liebten

Die Frauen in meiner Familie

Roman



Pour Sophie, Sébastien et Lucas

Meine Mutter

Meine Mutter hat mir beigebracht, niemals das Haus ohne Ohrringe zu verlassen.

Meine Mutter hat mir gezeigt, dass meine Füße schön sind, aber gepflegt und lackiert sein müssen.

Meine Mutter hat mir gesagt, dass alles, was nah an meine Augen kommt, bester Qualität zu sein hat, z.B. Mascara, usw. ...

Meine Mutter hat mir verraten, wohin ich meinen Duft sprühen muss: auf das Innere der Handgelenke, zwischen meine Brüste, an den Haaransatz.

Meine Mutter hat mir bewiesen, dass jede Situation eine bestimmte Komik besitzt, auch die dramatischste.

Meine Mutter hat mich zuschauen lassen, wie sie Mayonnaise rührt, Schokoladenkuchen bäckt, Lammkeule spickt, Soufflés nicht zusammenstürzen lässt, Clafoutis saftig vorbereitet, einen Teig knetet.

Meine Mutter hat mir erklärt, wie ich den Tisch decken soll, wie Schönheit mit kleinen Gegenständen hervorgezaubert wird.

Meine Mutter hat versucht mir nahezubringen, dass ich nie wegen eines Mannes weinen darf.

Meine Mutter hat mir das Gefühl gegeben, dass die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind das stärkste Band der Welt ist.

Meine Mutter hat zugegeben, dass sie doch die Liebe gekannt hat.

Meine Mutter war so zärtlich zu mir, dass das schrecklichste Drama sanfte Konturen bekam.

Meine Mutter bekam Alzheimer, meine Mutter war einmal.

Nostalgie

In meinem Dorf waren schon die Templer anwesend und haben ihre Spur in Form einer alten, hohen und beeindruckenden Mauer hinterlassen; in meinem Dorf schlagen Wellen der Lust, der Empörung und des Neides, wenn die Frau des Bäckers es mit dem Mann der Metzgerin treibt; in meinem Dorf ist jedes Geheimnis Dorfeigentum; in meinem Dorf sind die öffentlichen Toiletten immer verschissen; in meinem Dorf gibt es kein anständiges Croissant, dafür aber einen schönen Dessous-Laden; in meinem Dorf ist man sehr kommunistisch, aber auch

sehr katholisch, wohlmeinend und -denkend; in meinem Dorf bekomme ich ohne Rezept eine ganze Flasche Kodeinsaft für 2,97 €; in meinem Dorf bin ich immer noch die »kleine Dutruc«; in meinem Dorf sind Miniröcke Tabu; in meinem Dorf gibt es ein wunderbares Restaurant, wo ich mich wie zu Hause fühle, und wo mir sowohl frische Meeresfrüchte als auch ländliches Essen wie Zicklein in Heu oder *Ravioles* (winzige Ravioli mit Käse aus St. Marcellin gefüllt) serviert werden – dazu die erlesensten Weine ... mit einer grandiosen verbalen Darbietung des Sommeliers; in meinem Dorf wird den Patienten im Krankenhaus mittags Rotwein angeboten; in meinem Dorf hat der Priester zwei Kinder mit einer erheblich jüngeren Dorfschönheit bekommen; in meinem Dorf gibt es ein Schwimmbad, wo Badeshorts als unhygienisch betrachtet werden und daher verboten sind – mit dem Ergebnis, dass alle Männer mit knappen Badehosen rumlaufen – meistens ein sehr unästhetischer Anblick; in meinem Dorf hat ein hässlicher Apotheker drei Töchter bekommen: eine schöner als die andere – eine dunkelhaarige, eine blonde und letztendlich eine rothaarige; in meinem Dorf sind alle mittelalterlichen Wohnungen und Häuser renoviert worden, und früher düstere Höhlen, die für sozial schwache und oft alkoholranke Familien als Behausung dienten, sind jetzt adrette und denkmalgeschützte Adressen geworden; in meinem Dorf kann man nie ausschlafen, weil immer ein Idiot irgendetwas hämmert, auch sonntags um 8:00 Uhr; auf dem Turm der Kirche (13. Jahrhundert) sind zwei Teufel in ihrem Sturz zur Hölle in Stein gemeißelt worden; in meinem Dorf gibt es mehr Bars als Metzger (hängt es mit der Zahl der Bäckerfrauen zusammen?); in meinem Dorf wird nicht mit den Wimpern gezuckt, wenn um 8:00 Uhr morgens *un petit blanc* ... ein kleiner Weißwein anstatt eines Café crème bestellt wird; in meinem Dorf kriegt man noch Austern und *Foie Gras* am 24. Dezember um 23:00 Uhr abends; in meinem Dorf gibt es am Samstagvormittag den Markt, und der Fischstand würde jeden Stand am Viktualienmarkt erröten lassen; in mein Dorf werde ich nach dem Tod meiner Eltern nie zurückkehren.

*

Es ist Freitagmittag. Ich arbeite wie immer in der Schulkantine, als mein Handy läutet. Unter Kindergeschrei und Tellergeklapper antworte ich: Es ist der Pflegedienst meiner Mutter. Ich soll sofort kommen. Ich ahne noch nicht, dass ich zu spät dran bin, dass selbst mein hastig gebuchter, überteuerter Air-France-Flug nichts mehr ausrichten kann. Als ich am Abend endlich ankomme, empfängt mich das Pflegepaar meiner Eltern in Tränen. Ich verstehe endlich,

dass ich mich von meiner geliebten Mutter nicht mehr verabschieden kann. Sie ist schon dort, wo ich manchmal hinbete, wenn ich zu große Sorgen habe.

In meinem Dorf darf man auch nicht mehr sterben, denn es gibt keinen Pfarrer mehr. Es sind gewisse wohlmeinenden Damen – von meiner Mutter »Taufbeckenfrösche« genannt – , die das Gebet und den Dienst in der Kirche abhalten. Das Problem ist nur, dass meine Mutter mir gesagt hatte, sie möchte schon ein paar Leute um sich haben, wenn ihr Körper die letzte Reise antritt. Ich beuge mich ihrem Wunsch und organisiere einen angemessenen Gottesdienst. In meinem Dorf sind die Gottesanbeter die schlimmsten Sünder und Schandmäuler der Gesellschaft: Man wählt rechts, man spricht nie von Liebe, sondern nur von Tugend, man ernährt sich vom Lästern über diejenigen, die andersdenkend sind! Und gerade eine solche Person sollte den Gottesdienst bei der Zeremonie für meine Mutter halten!? Ich weiß ganz genau, dass Maman es fertigbringen würde, aus dem Sarg emporzusteigen, wenn Madame S. das Gebet spräche. Also nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und ordne an, dass eine andere Person in der Kirche diese Rolle übernimmt. Es kommt zu einem fürchterlichen Krach. An besagtem Tag schneit es in meinem Dorf. Das geschieht dort selten. Ich habe über 39 Grad Fieber und meine Tränen fließen unentwegt. Auf dem Weg zur Kirche – mein Vater begleitet mich nicht, er bleibt zu Hause – treffe ich die berüchtigte Madame S. Als sie mich sieht, spricht sie mich an: »Ihre Mutter war keine Frau der Kirche, ins Paradies wird sie nie kommen, eine Schande ist das!« Meine einzige Antwort: »Ich beerdige sie jetzt, und das ist alles, was Sie als Frau der Kirche mir zum Trost zu bieten haben?« Und ich laufe weiter ...

So ist es in meinem Dorf.

Sieben Monate nach dem Ableben meiner Mutter starb mein Vater an seiner Einsamkeit, an der Liebe, die er meiner Mutter nie zeigen konnte, an dem großen Vermissten ihrer lebhaften Präsenz. Der Sommer 2009 war drückend heiß, die Hitze senkte sich bleiartig über die Dächer, und ich verbrachte mehrere Wochen damit, meine Vergangenheit und die Wohnung aufzuräumen. Hinter fast geschlossenen Fensterläden, um der Hitze Einhalt zu bitten, irrte ich leicht bekleidet vom Raum zu Raum, öffnete und schloss Schränke, Schubladen.

Ich schaute aus dem Fenster: Die Dorfbewohner sind neugierig und bleiben auf dem Dorfplatz stehen. Sie wollen wissen, was die kleine »Dutruc« da macht, was sie vorhat.

Diese Sicht auf dem Dorfplatz versetzt mich Jahre zurück. Ich bin wieder ein kleines Mädchen mit einer unglaublichen, roten Haarpracht, die ich damals hasste.

Der Dorfplatz

Für mich als Einzelkind war es ein Segen, direkt am Dorfplatz zu wohnen. Das Herz des Dorfes, da, wo das richtige Leben stattfand. Cafés und kleine Lebensmittelläden säumten den an einem Hügel gelegenen viereckigen Platz, stolze Platanen spendeten dem Parkplatz und dem Bürgersteig Schatten. Im Sommer versammelten sich die langhaarigen Motorradfanatiker mit ihren wilden Frauen im Lederkostüm auf dem Platz, parkten mit einem Höllenlärm ihre gewaltigen Maschinen unter unseren Fenstern und tranken sich Mut an, um später furios den Berg hoch oder herunter zu rasen. Der brutale Tod von vielen Mitgliedern setzte diesen Treffen ein jähes Ende. Ebenfalls im Sommer wurde der Corso organisiert: ein Zug von geschmückten Wägen, der durch das Dorf und somit ganz langsam über den Dorfplatz fuhr. Einmal durfte ich Teil dieses Spektakels sein und wurde – mein rotes Haar hochgesteckt, geschminkt, von der Sonne durch einen kleinen Papiersonnenschirm geschützt – auf ein orangefarbenes Kartonpferd gesetzt. Die Prozession dauerte lange. Am Dorfplatz angekommen, wurde ich vom Pferd gehoben: meine Beine waren ganz orange verfärbt. Ich hatte auf dem Pferd gepinkelt! Es dauerte Tage, bis die Farbe dank der unermüdlichen Bemühungen meiner Mutter verschwunden war. Im Sommer fand auch das Musikfest statt: wieder unter unseren Fenstern! Ja, wir wohnten in einer sehr lauten Umgebung und obwohl die Schlafräume auf den hässlichen Hinterhof gerichtet waren, konnten wir manche Nacht nur sehr spät einschlafen. Das hundertjährige Haus mit seinen siebzig Zentimeter dicken Mauern war überhaupt nicht gedämmt. Wir bekamen alles von den Nachbarn mit. Zum Beispiel: Der ältere, ehrwürdige Richter aus dem zweiten Stock, der die schönen, grazilen Beine meiner Mutter immer wieder bewunderte, neigte zu Niesanfällen. Meine Mutter schrie: »*À vos souhaits!*« (Gesundheit) und er antwortete: »*Merci, Madame Dutruc!*«. Über andere Geräusche brauche ich nicht weiter zu berichten.

Ein Lärm, welcher niemandem vorenthalten blieb, war das Heulen der Sirene, als der Krankenwagen mitten am Tag am Dorfplatz ankam und vor dem »Casino« stehen blieb. »Casino« ist eine französische Lebensmittelkette, und eine kleine Filiale war auch hier vertreten. Geführt wurde der Laden von einem Ehepaar mit einem Kind. Die Frau wurde von allen *la Casinette* genannt: immer proper hinter ihrer Kasse, freundlich, mit einem großen Busen, den die Arbeitsbluse kaum verheimlichen konnte. Ihr Mann war der Düstere, der in der Früh die Regale füllte, das Obst und Gemüse sortierte, den großen gekochten Schinken aufschnitt. Es wäre nicht vonnöten, über diese Familie weiter zu erzählen, wenn nicht folgender Vorfall in der Mittagspause stattgefunden hätte: *La Casinette* hatte einen Liebhaber. Jeder und jede

wusste davon. Wir wussten, wer es war, wann er zu ihr kam, und wir gingen davon aus, dass ihr Mann auch informiert war. Der besagte Lover war ein erheblich jüngerer Mann, Schlosser in einem kleinen Betrieb weiter unten im Tal. Er hatte sich in diese einladenden Brüste, in dieses immerwährende Lächeln verliebt, und nutzte jede Möglichkeit, *la Casinette* zu beglücken. Die Mittagszeit war günstig, da ihr Mann oft Nachschub an Obst und Gemüse für den Nachmittag holte und der Sohn die Ganztagschule besuchte. Und so kam es, dass an diesem Tag ihre Liebesgymnastik derartig ablief, dass er sich von ihr nicht mehr lösen konnte. Es geschah wie manchmal bei Hunden: ein Vaginismus – was nicht unbedingt dafür spricht, dass ihre Sexbeziehung erfolgreich war. Wie dem auch sei, in der Unmöglichkeit sich zu trennen, mussten sie Hilfe holen. Der Krankenwagen kam, und es muss gesagt werden, dass die Geschichte lediglich durch die Indiskretion des behandelnden Arztes an die Öffentlichkeit des Dorfes gelangte. Der kleinen Truppe von Schaulustigen, die sich vor dem Laden aus Neugierde versammelt hatte, sagte er grinsend: »Da ist einer stecken geblieben!« Den Skandal witternd wartete die Meute auf ihr Festmahl! Kurz darauf kam der Schlosser aus dem Haus, rot im Gesicht und mit wirrem Haar. Er wurde mit Fragen überhäuft, und sein Zögern, sein Erröten taten das Übrige. Am Abend war die Geschichte in aller Munde. *La Casinettes* Ehemann verhielt sich stoisch und diskret. Man stellte eine enorme Gewinnsteigerung des Ladens in den vier darauffolgenden Wochen fest. Alle wollten *la Casinette* unter die Lupe nehmen: die Bigotten, um sie hochnäsig anzuschauen – die Kinder, um festzustellen, ob sie jetzt anders aussähe – die Alten, um sie scheinheilig zu fragen, wie es ihr denn ginge – die Tugendbehafteten, um sich nach ihrem Mann zu erkundigen. *La Casinette* ertrug es mit ihrem unveränderten Lächeln und freute sich jeden Abend bei der Kassenabrechnung. Nur der Schlosser ließ sich nie mehr blicken.

Das »Casino« ist einer der wenigen Läden, der die Neuerscheinung von Riesensupermärkten in der Nähe überlebt hat. Ein ähnliches Glück wiederfuhr der Apotheke direkt gegenüber den Fenstern der elterlichen Wohnung.